

# Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende

Ein Beitrag zur historischen und kognitiven Identität der Kommunikationswissenschaft

Maria Löblich

*Das empirisch-sozialwissenschaftliche Fachverständnis der Kommunikationswissenschaft hat sich im Zuge der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende der Disziplin in den 1960er Jahren durchgesetzt. Zuvor hatte sich das Fach überwiegend als Geisteswissenschaft verstanden. Der vorliegende Beitrag fragt, wie sich die neuen Orientierungen durchgesetzt haben und wodurch das geisteswissenschaftliche Fachverständnis an Geltungskraft verloren hat. Auf der Grundlage eines evolutionstheoretischen Konzeptes werden die Fachdebatte um die Umorientierung sowie Entscheidungen zur Umgestaltung der damaligen Fachinstitute untersucht. Der Beitrag beschreibt nicht nur die Mechanismen des akademischen Streits, sondern analysiert auch, auf welchem Wege Literatur, Lehre und Forschung umgestaltet wurden und wie die geisteswissenschaftlichen Fachvertreter darauf reagierten. Verschiedene Veränderungen in der medialen, wissenschaftlichen und politischen Umwelt des Faches erklären, wie es zur empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende kam.*

**Schlagwörter:** Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Wissenschaftssoziologie, Evolutionstheorie, 20. Jahrhundert

## 1. Problemstellung

Die Kommunikationswissenschaft versteht sich im Kern als „theoretisch und empirisch arbeitende Sozialwissenschaft“, obgleich im aktuellen Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft (DGPuK) anders als im Vorgängerpapier geisteswissenschaftliche Perspektiven nun explizit „als wichtige Ergänzung“ der sozialwissenschaftlichen Forschung bezeichnet werden (DGPuK 2008: 2f.; vgl. DGPuK 2001). Dieser Zusatz trägt jüngeren Debatten um das Selbstverständnis des Faches Rechnung. Gerade diese Debatten haben aber einmal mehr den bis dato vorherrschenden (wenn auch nie unumstrittenen) „sozialwissenschaftlich-empirischen Mainstream“ verdeutlicht (Peiser et al. 2003: 333), den auch eine Umfrage unter den Mitgliedern der Fachgesellschaft und zahlreiche Lehrbücher gezeigt haben (Peiser et al. 2003; Wendelin 2008).

Fachverständnisse wandeln sich, und das empirisch-sozialwissenschaftliche Fachverständnis existiert nicht seit jeher. Von Gründung des ersten Instituts für Zeitungskunde an der Universität Leipzig im Jahr 1916 bis in die 1960er Jahre hinein überwogen medien- und kommunikatorzentrierte Perspektiven, historische und philologische Methoden sowie ein normatives Fachverständnis (Averbeck/Kutsch 2002). In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderte sich die Publizistik- und Zeitungswissenschaft<sup>1</sup> und nahm im Zuge der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende soziologische und

---

1 Die Kommunikationswissenschaft hieß nach 1945 „Publizistik“ bzw. „Publizistikwissenschaft“ oder „Zeitungswissenschaft“. Die beiden mit diesen Namen verbundenen Schulen unterschieden sich vor allem in der Konzeption des Fachgegenstands und der Erkenntnisperspektive voneinander (vgl. Averbeck/Kutsch 2002).

psychologische Perspektiven sowie analytisch-quantitative Arbeitsweisen nach US-amerikanischem Vorbild auf.

Aus wissenschaftssoziologischer Perspektive ist ein solcher Wandel nicht als kumulative Entwicklung zu beschreiben, die durch unvoreingenommene Kritik der Fachkollegen angetrieben wird. Wissenschaftlicher Wandel wird stattdessen als gesellschaftlich bedingter und von sozialen Faktoren geprägter Prozess betrachtet, in dem Wissenschaftler um die Definition und Akzeptanz von wissenschaftlichen Normen ringen und sich mit den Erwartungen der Gesellschaft auseinandersetzen (Kuhn 1993: 38; Weingart 2003: 41-45). Aus diesem Blickwinkel ist zu fragen, wie sich das empirisch-sozialwissenschaftliche Fachverständnis in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft durchgesetzt hat und wodurch die geisteswissenschaftlichen Orientierungen an Geltungskraft verloren haben. Der Beitrag untersucht zum einen die Debatte, die in den 1960er Jahren zwischen den Anhängern einer geisteswissenschaftlichen und einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Publizistik- und Zeitungswissenschaft um die Umorientierung des Fachs ausgetragen wurde. Zum anderen werden die Prozesse zur Umgestaltung von Forschung und Lehre an den Fachinstituten betrachtet.

Die vorliegende Studie soll der Reflexion der historischen Identität des Faches dienen. Weil in dieser Disziplin immer wieder Kontroversen um Gegenstand, Ziele und Grenzen aufkommen, kann das Verständnis der Vergangenheit der Kommunikationswissenschaft auch bei der Vergewisserung ihrer Zukunftsfähigkeit helfen (Koivisto/Thomas 2007: 70). Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende ist eine relevante Etappe in der Fachentwicklung, weil ihre Folgen widersprüchlich bewertet worden sind. Einerseits gilt sie als Markstein in der Fachentwicklung, weil sie die Modernisierung und „Renaissance“ der krisengeplagten Disziplin nach 1945 vorantrieb (Anschlag 1990: 99; Bohrmann 1999: 110-114). Andererseits haben verschiedene Autoren kritisiert, dass analytisch-quantifizierende Verfahren im Zuge der Umorientierung als „allein selig machende sozialwissenschaftliche Methode“ reklamiert, historische Forschung ausgegrenzt und Ergebnisse der älteren Forschung an den Rand gedrängt worden sind (Wagner 1993: 493f.; Stöber 2000: 3). Auch habe die „stürmische Konversion zum positivistischen Wissenschaftsideal der angelsächsischen Sieger“ (Saxer 1980: 45) zur Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit beigetragen (Hardt 2002: 36). Der vorliegende Beitrag will in diesem Streit keine Schiedsrichter-Rolle spielen, sondern verdeutlicht seine historischen Hintergründe.

Im Folgenden wird zuerst das evolutionstheoretische Konzept dieser Studie erläutert, das akademische Debatten sowie Entscheidungen zur Gestaltung von Lehre und Forschung als Selektionsprozesse fasst, in denen um die Durchsetzung eines Fachverständnisses gerungen wird. Vor der Beschreibung der verwendeten Untersuchungskategorien und Quellen wird die Situation des Fachs nach 1945 skizziert. Da es aus evolutionstheoretischer Perspektive Umweltveränderungen sind, die wissenschaftliche Selektionsprozesse auslösen, werden anschließend die gesellschaftlichen und medialen Umweltbedingungen des Fachs erläutert. Vor diesem Hintergrund können anschließend die Auseinandersetzungen in der Fachdebatte und an den Instituten aufgezeigt werden.

## 2. Wissenschaftlicher Wandel als Selektionsprozess

Wissenschaftlicher Wandel wird in der vorliegenden Studie als Wandel des vorherrschenden Fachverständnisses definiert. Ein Fachverständnis hat neben einer kognitiven auch eine normative Funktion. Diese besteht in der Anleitung der wissenschaftlichen Aktivitäten der Mitglieder einer Fachgemeinschaft und in der Definition, in welchen thematischen und methodischen Bereichen es lohnt, sich zu engagieren. Ein Fachver-

ständnis bleibt meist implizit und wird nur dann hinterfragt, wenn Verständigungsbedarf über Inhalte, Ziele und Zwecke eines Fachs aufgekommen ist. Die entsprechenden Vorstellungen werden dann neu ausgehandelt oder es gelingt einzelnen Wissenschaftlern oder Schulen, ihr jeweiliges Fachverständnis durchzusetzen (Heintz 1993: 538; Kuhn 1993: 186). Eine solche, in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft in den 1960er Jahren aufgetretene Situation lässt sich mit dem evolutionstheoretischen Begriff der Selektion fassen. Er beschreibt den Mechanismus der Auswahl oder Nicht-Auswahl von kognitiven Elementen in der Wissenschaft, hier von individuellen Fachverständnissen.

Der in diesem Beitrag verwendete Begriff der Selektion leitet sich aus der Evolutionstheorie Charles Darwins her. Darwin (2002 [1859]: 97-156) zufolge ist der biologische Evolutionsprozess ein allmählicher Anpassungsprozess. Er besteht aus extern (durch Wandel der Umweltbedingungen) generiertem Selektionsdruck und fortwährenden internen Veränderungen (Variationen) sowie Stabilisierungsvorgängen. Darwins Evolutionstheorie gilt als generalisierbar und sozialwissenschaftlich spezifizierbar. Die analytischen Begriffe „Variation“, „Selektion“, „Stabilisierung“ und „Umwelt“ haben sich etabliert (vgl. Baldus 2002; Schmid 2003).<sup>2</sup> Das folgende theoretische Konzept knüpft an diese Vorarbeiten an und fundiert sie wissenschaftssoziologisch.<sup>3</sup>

Ausgangspunkt für die Spezifizierung ist der Bezugspunkt für „intern“ und „extern“: die Disziplin. Eine akademische Disziplin wird hier als durch einzelne Fachvertreter in Kommunikation und Forschungs- und Lehrtätigkeit konstituiert verstanden (vgl. Peckhaus/Thiel 1999: 11-13). Innerhalb einer Disziplin finden fortwährende Variationen (hier: Fachverständnisse) sowie Selektionsprozesse statt. Mit Umwelt sind die weiteren kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Bezüge eines Faches auf der Makroebene gemeint. Als relevante Umweltbereiche der Publizistik- und Zeitungswissenschaft wurden das Mediensystem (mit seinen ökonomischen, politischen und strukturellen Dimensionen), Nachbardisziplinen und die Entwicklung des Forschungsfelds im Ausland untersucht. Verschiedene fachhistorische Beiträge haben bereits die Bedeutung dieser Bereiche für die Entwicklung der Disziplin gezeigt (Meyen/Löblich 2006).

Innerhalb der Disziplin wird der von der Umwelt generierte Selektionsdruck wahrgenommen und verarbeitet und über Erfolg oder Misserfolg eines Fachverständnisses entschieden. In dieser Studie wurden anhand von Tagungsberichten Beschlüsse der Fachgemeinschaft zum Umgang mit den Umweltveränderungen erfasst. Aus folgendem Grund wurde die Analyse der Selektionsprozesse jedoch in erster Linie auf der Ebene der einzelnen Fachvertreter angesiedelt: Aus evolutionstheoretischer Perspektive ist die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende als allmähliche Anpassung der Publizistik- und Zeitungswissenschaft an veränderte Umweltbedingungen zu verstehen. Das ist die Hauptaussage dieser Theorieperspektive. Bei ihrer Adaption ist allerdings dem Umstand Rechnung zu tragen, dass in soziokulturellen Handlungsbereichen wie Wissenschaft Anpassung nicht einfach „passiert“ oder ohne Auseinandersetzung erfolgt. Vielmehr beobachten wissenschaftliche Akteure die umweltbedingten Parameter ihres Handelns und entwickeln Strategien, um mit der Situation ihres Faches umzugehen und daraus zugleich Nutzen für die eigenen Ziele zu ziehen (vgl. Darwin 2002 [1859]: 95-97; Baldus 2002: 324). Diese Strategien werden auch von sozialen Faktoren wie Konkurrenz und Reputation beeinflusst, denn wissenschaftlicher Wandel impliziert die Neujustierung wissenschaftlicher Spielregeln, die für manche Akteure mit Reputationsverlust einher-

2 Die Verwendung der Evolutionstheorie ist auch in der Wissenschaftsforschung nicht neu (vgl. Toulmin 1978; Luhmann 1990; Stichweh 1996).

3 Auf „Variation“ und „Stabilisierung“ wird hier nicht weiter eingegangen, weil sie nicht Gegenstand des Beitrags sind.

geht (Weingart 2003: 41-49). Die Vertreter der Publizistik- und Zeitungswissenschaft (bzw. ihre Fachverständnisse) sind also nicht nur als Selektionsobjekte, sondern auch als Selektionssubjekte zu verstehen, die an der Auswahl des empirisch-sozialwissenschaftlichen Fachverständnisses aktiv beteiligt waren.<sup>4</sup> Folglich setzte die im Folgenden genauer erläuterte Untersuchung der Selektionsprozesse auf der Ebene der einzelnen Fachvertreter an.

Als Selektionsmechanismen wurden in der vorliegenden Studie die Debatte um Ziele, Gegenstände und Methoden in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft der 1960er Jahre sowie verschiedene Entscheidungen untersucht, durch die Forschung und Lehre an den Instituten zugunsten des empirisch-sozialwissenschaftlichen Fachverständnisses umgestaltet wurden. Analysiert wurden explizite Bewertungen, Rezeptions- und Zitationsmuster, interpretative Praktiken und rhetorische Überzeugungsstrategien in der Fachdebatte sowie das Lehrangebot, die Rezeption bestimmter Publikationen, das Schmieden von Koalitionen, die Förderung bestimmter Nachwuchswissenschaftler sowie die Auswahl von Mitarbeitern.

Bei der Beurteilung eines in die Diskussion eingebrachten Fachverständnisses spielt dessen gesellschaftliche Erfolgsaussicht aus evolutionstheoretischer Sicht eine zentrale Rolle. Das Fachverständnis, das am besten an die Umwelterfordernisse angepasst erscheint, setzt sich in der Fachgemeinschaft durch (Tömmel 1985: 91f.).

Fachdebatte und Lehr- und Forschungstätigkeit werden als Anpassungsleistungen der Fachvertreter verstanden. Dem in der Wissenschaftssoziologie viel diskutierten Problem, wie der Wandel kognitiver Elemente auf den Einfluss von Umweltfaktoren zurückgeführt werden kann (vgl. Averbek 2008: 261), wird hier begegnet durch die Analyse der Fachdebatte. Damit sollen auch Umwelt- und Akteursebene verknüpft werden. Akademische Kontroversen geben Aufschluss darüber, wie Wissenschaftler die gesellschaftlichen Anforderungen an ihre Disziplin jeweils interpretieren, welche Angebote für neue Fachverständnisse sie entwickeln und wie sie ihre Deutungen und Schlüsse gegenseitig in Frage stellen, verteidigen und stabilisieren (Heintz 1993: 538; Averbek 2008: 269). Vor allem aber macht der Ausgang einer Debatte deutlich, welche neuen Standards sich für die gesamte Fachgemeinschaft durchgesetzt haben.

### 3. Die Situation der Publizistik- und Zeitungswissenschaft nach 1945

Das Ende des Zweiten Weltkriegs brachte dem Fach eine Krise. Für den Ausbau der Zeitungswissenschaft während des Nationalsozialismus hatten sich die Fachvertreter ab 1933 mit Selbstgleichschaltung und politischer Hörigkeit „revanchiert“, sozialwissenschaftliche Perspektiven der Weimarer Zeit wurden unterdrückt (Kutsch 1988: 7-9; Averbek 1999). Nach 1945 galt die Disziplin als politisch kompromittiert, es fehlte an Legitimation bei allen wichtigen Instanzen wie Politik, Fakultäten und Berufsverbänden (Bohrmann 2002: 30). Der Wissenschaftsrat sprach von einem „Sondergebiet“, das an lediglich zwei Standorten weiterhin „zu pflegen“ sei (Wissenschaftsrat 1960: 91).<sup>5</sup> Mit Münster, München und West-Berlin wurde die Publizistik- und Zeitungswissenschaft

4 Diese handlungstheoretische Fundierung schließt an Darwin an, der selbst schon auf die „innerartigen Lebens- und Konkurrenzverhältnisse“ sowie auf die aktive Beteiligung von Individuen im Selektionsprozess hingewiesen hatte (Darwin 2002 [1859]: 83; vgl. Baldus 2002: 321).

5 Die Kultusministerkonferenz sprach sich Mitte der 1960er Jahre zwar für eine intensivere „Erforschung der einzelnen Massenmedien“ aus, dachte dabei aber eher an Politik, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sowie Psychologie und Soziologie als an die Publizistik- und Zeitungswissenschaft (o.V. 1964: 153).

lediglich in drei westdeutschen Städten reaktiviert, und diese waren auch später immer wieder von der Schließung bedroht (vgl. Klein 2006: 183). Bis 1970 war das Fach gerade einmal auf sieben Professuren angewachsen (Meyen/Löblich 2006: 38). Die Institute waren schlecht ausgestattet und es fehlte an wissenschaftlichem Nachwuchs (Bohrmann 2002: 22). Bereits ab der Weimarer Republik lehrende Professoren, wie Karl d'Estér und Emil Dovifat, sowie die Journalisten Hanns Braun und Walter Hagemann standen den Instituten vor. In der ersten Hälfte der 1960er Jahre wurde eine neue Generation von Professoren berufen. Diese hatten mit dem Fach bis dahin kaum etwas zu tun gehabt und besaßen mit Ausnahme von Elisabeth Noelle-Neumann auch keine Erfahrung mit quantitativer empirischer Forschung. Henk Prakke, Fritz Eberhard, Otto B. Roegele, Elisabeth Noelle-Neumann und Franz Ronneberger wechselten aus der Medienpraxis oder aus Nachbardisziplinen in die Publizistik- und Zeitungswissenschaft (Meyen/Löblich 2006: 33f.).

#### 4. Kategoriengeleitetes Vorgehen und Quellen

Evolutionstheoretisch und wissenschaftssoziologisch gebildete Kategorien haben Auswahl und Auswertung der Quellen angeleitet. Zur Untersuchung der Selektionsprozesse wurden die Kategorien Fachdebatte und Entscheidungen entwickelt, die weiter in die analytischen Begriffe Argumente, Bewertungen, rhetorische Mittel und Zitationsmuster (Fachdebatte) sowie Lehrinhalte, Rekrutierung von Mitarbeitern, Formen der Zusammenarbeit, Qualifikationsverfahren (Entscheidungen) zerlegt wurden. Zur Untersuchung der Umweltveränderungen sind die Kategorien Mediensystem (Unterkategori: Medienstrukturen, -organisationen, -politik), Nachbardisziplinen sowie Fach im Ausland gebildet worden.

Der Untersuchungszeitraum wurde auf die 1960er Jahre begrenzt. Sowohl die Fachdebatte als auch die Umgestaltung der Institute setzten mit der erwähnten Berufung der neuen Professoren-Generation ein. Bis Ende des Jahrzehnts hatte sich das empirisch-sozialwissenschaftliche Fachverständnis durchgesetzt. Das ist an den neuen Themen erkennbar, die nun mit Studentenbewegung und medienpolitischen Diskussionen auf die Agenda des Faches rückten (vgl. Noelle-Neumann 1968) und zeigt sich auch an der umfangreichen Bearbeitung empirischer Forschungsaufträge für die Bundesregierung ab Anfang der 1970er Jahre (vgl. Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1974ff.).

Das Quellenmaterial bestand zum einen aus Beiträgen der Fachzeitschrift *Publizistik*, wo die Kontroverse um die Neuausrichtung des Faches ausgetragen wurde. Alle Aufsätze, die hier mit einem fachreflexiven und auf die inhaltliche Ausrichtung des Faches bezogenen Titel erschienen sind, wurden der Debatte zugeordnet und für die Analyse ausgewählt. Die auf diese Weise zusammengestellten Beiträge erschienen zwischen 1961 und 1969. Um der akteurstheoretischen Perspektive gerecht zu werden, wurde biographisches und autobiographisches Material – in Form von Interviews (vgl. Meyen/Löblich 2007), Aufsätzen, Fest- und Erinnerungsschriften und der Rubrik „Personalien“ der *Publizistik* – ausgewertet. Darüber hinaus wurden wissenschaftliche Monographien und Berichte von Arbeitstagungen der Fachgesellschaft DGpuZ<sup>6</sup> einbezogen. Die Untersuchung der Umweltveränderungen stützte sich auf Akten der Bundesregierung und fach- und zeitgeschichtliche Sekundärquellen.

6 Die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft trug vor 1972 den Namen „Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft“.

## 5. Veränderungsdruck aus der Umwelt

Zu den für die Publizistik- und Zeitungswissenschaft wichtigsten Umweltveränderungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts zählten die Entwicklung der Medienstrukturen und der damit einhergehende Wissensbedarf in Medienwirtschaft und Medienpolitik, die Formierung der auf Massenmedien und quantitative Forschung konzentrierten US-amerikanischen Kommunikationsforschung und die Entwicklung in den Nachbardisziplinen. Die Einführung des Fernsehens, der Anstieg der Mediennutzung, die Konzentration auf dem Pressemarkt sowie der steigende Bedarf an journalistischen Arbeitskräften veränderten ab den 1950er Jahren den Forschungsgegenstand der Publizistik- und Zeitungswissenschaft und beförderten die Variation von Forschungsthemen und Methoden (Frei 1983a: 293-308; Meyen 2001: 165-169, 177-180). Die Medien gewannen in den 1960er Jahren an Bedeutung für Politik und Zeitkritik, Themen wie intermediärer Wettbewerb, Vielfalt und Meinungsmacht wurden öffentlich debattiert (Frei 1983b: 309-311; Hodenberg 2006: 293-397). Medienorganisationen, Verbände und Medienpolitiker benötigten Forschungsergebnisse, um politische und unternehmerische Entscheidungen zu planen und zu rechtfertigen. Theoretisierende Medienkritik war dabei nicht gefragt, sondern quantitative Daten, unmittelbar verwertbare sozialwissenschaftliche Erkenntnisse. So sah sich der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger „auf allen Gebieten verlegerischer Tätigkeit in zunehmendem Maße Problemen gegenüber, bei deren Lösung wissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden zu Rate gezogen werden müssen“ (BDZV 1962: 117). Verleger und öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten begannen verstärkt, Studien in Auftrag zu geben, um sich mit Reichweitenzahlen und Nutzeranalysen im Wettbewerb zu behaupten (vgl. Bessler 1980: 66, 120-126). Die publizistikwissenschaftlichen Institute spielten in diesen Jahren kaum eine Rolle als Auftragnehmer (zur Ausnahme Mainz/Allensbach vgl. Bringmann 1987: 296-299), aber gerade deshalb beobachteten die Fachvertreter sehr genau, was auf dem „Markt“ der Medienforschung gefragt war. Die Arbeitstagungen der DGpuZ in den 1960er Jahren verdeutlichten ihr Bestreben, sich auf die Interessen der Medienpraxis einzustellen. So wurde die „Bearbeitung fachlicher Fragen mit Einzeleinrichtungen oder Zusammenschlüssen der publizistischen Praxis, Planung und Ausführung gemeinsamer Forschungsaufgaben“ ausdrücklich als gemeinsames Ziel formuliert (o.V. 1963: 635).

Auch in der Medienpolitik wuchs in dieser Zeit der Bedarf an Fakten zur Medienentwicklung, was zuerst durch die beiden Medienkommissionen „Michel-“ und „Günther-Kommission“ (1964 und 1967) deutlich wurde. Beide Gremien betonten damals, wie lückenhaft der Kenntnisstand war, besonders was die politischen Funktionen und Wirkungen der Medien anbetraf.<sup>7</sup> Und auch hier mussten die Publizistikwissenschaftler registrieren, dass ihre Expertise nicht gefragt war: „Wir haben uns immer richtig ins Eck gestellt gefühlt“, erinnerte sich Wolfgang R. Langenbucher (2006: 19), damals Mitarbeiter in München, weil die Ministerien und Länder nie „auf die Idee kamen, dass man da einen Publizistik- oder Zeitungswissenschaftler“ heranziehen könnte. Als die Bundesregierung 1969 verkündete, kontinuierlich Studien und Berichte über die Medienentwicklung in Auftrag zu geben, beschlossen die Fachvertreter sogleich, „mit Forschungs-

7 Deutscher Bundestag, 5. Wahlperiode, Drucksache V/2120, 1967. Bericht der Kommission zur Untersuchung der Wettbewerbsgleichheit von Presse, Funk/Fernsehen und Film, S. 8, Anlage 2; Deutscher Bundestag, 5. Wahlperiode, Drucksache V/3122, 1968. Schlußbericht von der Kommission zur Untersuchung der Gefährdung der wirtschaftlichen Existenz von Presseunternehmen und der Folgen der Konzentration für die Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik, S. 16-18.

projekten an die zuständigen Stellen“ heranzutreten (o.V. 1969: 231). Die vom Bundespresseamt koordinierten Auftraggeber erwarteten „empirische Untersuchungen“ und „allgemeingültige Ergebnisse“, jedoch keine „historischen und literaturwissenschaftlichen Untersuchungen“, die für die „Fragen der Kommunikationspolitik“ als „bedeutungslos“ angesehen wurden.<sup>8</sup> Die Publizistikwissenschaft hatte mit Walter J. Schütz, ehemaliger Münsteraner Publizistikwissenschaftler, im Bundespresseamt einen wichtigen Anwalt und wurde in den folgenden Jahren zum Hauptauftragnehmer im „kommunikationspolitischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschungsprogramm der Bundesregierung“ (Schütz 2007). Bedingt durch Veränderungsprozesse bei Medienunternehmen und Medienpolitik, die die Produktion quantitativer Daten sowie sozialwissenschaftliche Fragestellungen beförderten, verschoben sich die Selektionskriterien im Fach und begünstigten empirisch-sozialwissenschaftliche Forschungsgegenstände und Methoden.

Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende ist auch vor dem Hintergrund der allgemeinen Konjunktur zu sehen, die analytische und erfahrungswissenschaftliche Forschungskonzeptionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften der 1960er Jahre hatten. Soziologen und Politikwissenschaftler rekurrierten ebenfalls auf US-amerikanische Ansätze, analytische Wissenschaftstheorie und quantitative Methoden (Bude/Neidhardt 1998: 408; Bönker 2002: 62-65). Die Publizistikwissenschaftler behielten ihre akademischen Nachbarn nicht zuletzt deshalb im Blick (vgl. Noelle-Neumann 1975: 744), weil sie ihr Fach überholten, obwohl Politikwissenschaft und Soziologie ebenso jung und lange kaum angesehener gewesen waren. Beide Fächer wurden im Zuge der Bildungsexpansion schon in den 1960er Jahren von der Hochschulpolitik ausgebaut (Bönker 2002: 63), während die Publizistikwissenschaft bis auf eine neue Professur (Bochum) nicht berücksichtigt wurde. Soziologie und Politikwissenschaft erlangten außerdem wichtige Positionen in der wissenschaftlichen Politikberatung, was bei der Politikwissenschaft zu „regelrechten ‚Mutationssprüngen‘“ führte (Rudloff 2004: 249).

Anpassungsdruck ging nicht zuletzt auch von der wirkungszentrierten US-amerikanischen Mass Communication Research aus, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg „along with other Americanisms like Coca Cola and 7-Up“ in der gesamten westlichen Welt verbreitete (Stappers 1983: 142). Die eng verbundene Gruppe um Paul Lazarsfeld, Carl Hovland, Harold Lasswell und Ithiel de Sola Pool hatte in den USA bis Ende der 1950er Jahre das Forschungsfeld definiert. In Europa wurde die amerikanische Kommunikationsforschung als Vorreiterin wahrgenommen, nicht zuletzt weil sie im Wiederaufbau von Politik und Wirtschaft die Techniken für Propaganda, Werbung und „soziales Management“ bereitstellte (Simpson 1994: 6).<sup>9</sup> So ermunterte der West-Berliner Publizistikwissenschaftler Fritz Eberhard (1961: 261) seine Kollegen, den Weg nun weiterzugehen, den „amerikanische empirische Sozialforscher (...) gebahnt“ hätten. Die starke Orientierung an der Mass Communication Research ist nicht nur als „Amerikanisierungspänomen“ zu sehen (vgl. Doering-Manteuffel 2000). Sie kam den Anhängern der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende auch entgegen, denn die Übernahme einer „auf ‚demokratischem‘ Boden“ gewachsenen Forschungspraxis stellte politische Re-

8 BArch B 145/6914, Az 680-152, 1. Ordner. Übersicht über den Stand kommunikationspolitischer Forschungsvorhaben, 4.8.1970; BArch B 145/5419, Az 610-11, Heft XI. Entwurf 24.3.1969.

9 Dabei handelte es sich allerdings vor allem um einen „Re-Import“ empirischer Forschungsansätze. Europäische Sozialwissenschaftler und Psychologen wie Paul Lazarsfeld mussten nach 1933 emigrieren und nahmen die von ihnen entwickelten empirischen Verfahren mit in die USA und entwickelten sie dort weiter (Meyen/Löblich 2006: 183-204).

habilitation in Aussicht und versprach gleichzeitig theoretische und sprachliche Anschlussfähigkeit (Hardt 2002: 34).

## 6. Die Fachdebatte als Selektionsmechanismus

Die Darstellung folgt den Ergebnissen der Analyse, bei der zwei Lager identifiziert wurden, die mit jeweils unterschiedlichen Selektionskriterien argumentierten: die Befürworter einer empirisch-sozialwissenschaftlichen Umorientierung und die Anhänger der bis dahin dominierenden geisteswissenschaftlichen Richtung.<sup>10</sup>

### 6.1 *Das empirisch-sozialwissenschaftliche Lager*

Die neu berufenen Professoren und ihre Mitarbeiter verlangten die Anwendung analytisch-quantitativer Verfahren und die Erforschung von Medienwirkungen und drangen auf eine intensivere Beschäftigung mit aktuellen und praxisbezogenen Themen. Auch wenn sich ihre Auffassungen in einzelnen Punkten durchaus voneinander unterschieden, so erschien doch allen Anhängern dieses Lagers die sozialwissenschaftliche Umorientierung als „kathartische Wende“ (Dröge/Lerg 1965: 252f.). Das schlechte Ansehen des Faches war keinem der Seiteneinsteiger entgangen. Nur durch Hinwendung zu „empirischen Arbeitsmethoden“ könne man eine Disziplin aufbauen, „die den Vertretern anderer Wissenschaften nicht unwissenschaftlich und den Praktikern der Publizistik nicht unpraktisch erscheint“, schrieb Institutsleiter Eberhard (1961: 266). Die negativen Signale aus der Wissenschaftspolitik gaben einerseits Anlass zu „großer Sorge“ (Eberhard 1964: 348), weckten aber auch die Hoffnung, dass das Fach nach einer Umorientierung ausgebaut werden würde (Prakke 1964: 352f.). Diese Argumente zeugen von der Auseinandersetzung dieser Fachvertreter mit den veränderten Umweltbedingungen, zu denen auch die gestiegene gesellschaftliche Relevanz des Forschungsgegenstands gehörte: Die „umwälzende Bedeutung“ des Fernsehens und die „neuen Erfahrungen“ mit der „Freizeitgestaltung in der modernen Massengesellschaft“ (Prakke 1961: 82) erforderten quantifizierende statt hermeneutische Zugänge.

Die bis dahin vorherrschenden geisteswissenschaftlichen Traditionen (Zeitungswissenschaft und Publizistikwissenschaft) wurden entweder ignoriert oder abgewertet, so zum Beispiel von Fritz Eberhard (1961: 261f.), aus dessen Sicht das Fach bislang vor allem „Spekulation“ betrieben hatte und im Vergleich zu den Nachbardisziplinen „weit zurückgeblieben“ war. Seine Äußerung, die „Landkarte“ der Disziplin bestünde aus „großen weißen Flächen“ (ebd.: 265), war eine klare Kampfansage an seinen weithin bekannten Vorgänger Emil Dovifat, der sogleich empört auf die „Ergebnisse der Publizistikwissenschaft“ hinwies (Dovifat 1962). Teil der rhetorischen Strategie in diesem Lager war es auch, vom US-amerikanischen Mythos der „Founding Fathers“ der Mass Communication Research Gebrauch zu machen und mit Lazarsfeld, Lewin, Lasswell und Hovland sowie angesagten Soziologen wie Karl Popper und Robert K. Merton neue Leitfiguren aufzubieten (Noelle-Neumann 1963: 320; Eberhard 1961: 259). Elisabeth Noelle-Neumann gehörte neben Fritz Eberhard sowie dem Münsteraner Institutsmitarbeiter Franz Dröge zu den vehementesten Verfechtern der Umorientierung. Die Leiterin des Instituts für Demoskopie in Allensbach war für die Rolle der Wortführerin

10 Diese Einteilung besagt nicht, dass sich die individuellen Fachverständnisse innerhalb dieser Lager nicht zum Teil auch deutlich voneinander unterschieden hätten. Kriterien der Zuordnung zu einem Lager waren eine explizite Positionierung in der Fachdebatte oder eine am Lehrangebot erkennbare Richtung.



prädestiniert, verfügte sie doch als einzige über langjährige Forschungserfahrung und konnte in der Debatte mit „harten“ Argumenten aufwarten, wie ihre in der *Publizistik* abgedruckte Antrittsvorlesung zeigt (vgl. Noelle-Neumann 1963). Gemeinsam mit Fritz Eberhard schwor sie die Fachgemeinschaft auf die Mühen, aber auch auf die Unausweichlichkeit der Wende ein. Es handle sich um einen „langen, riskanten, beschwerlichen Weg“ (Noelle-Neumann 1966: 355), aber es sei auch „klar“, dass es „nur einen Weg“ gebe, und an dessen Ende liege ein „fruchtbare(r) Acker“, „den noch kein Pflug wissenschaftlicher Forschung geritzt“ habe (Eberhard 1961: 263, 266).

Dieses Lager zeigt exemplarisch, wie gesellschaftliche Umweltveränderungen und persönliche Intentionen bei wissenschaftlichem Wandel zusammenwirken. Die Anhänger des Lagers haben sich nicht nur angepasst. Die durch die Umweltveränderungen beförderte empirisch-sozialwissenschaftliche Forschung ließ sich entweder mit ihrer politischen Intention (Eberhard) oder ihrer akademischen oder außerakademischen Sozialisation (Prakke, Noelle-Neumann) verbinden, oder es verknüpfte sich damit die Chance, Ansehen und Ausstattung des Fachs zu verbessern. Daran dürften sowohl die von Führungspositionen in die Publizistik- und Zeitungswissenschaft gewechselten Professoren ein Interesse gehabt haben als auch die jüngeren Mitarbeiter, die sich in den 1960er Jahren auf eine universitäre Laufbahn vorbereiteten (vgl. Bohrmann 2001: 256; Meyen 2002: 64; Klein 2006: 16-26).

## 6.2 *Das geisteswissenschaftliche Lager*

Die hermeneutisch und normativ arbeitenden Publizistik- und Zeitungswissenschaftler mussten sich von diesen Angriffen herausgefordert fühlen, zuvorderst der „Nestor“ des Fachs, Emil Dovifat, aber auch sein Göttinger Kollege Wilmont Haacke. Beide hatten ihre Position der bisherigen geisteswissenschaftlichen Ausrichtung des Faches zu verdanken und diese stand nun auf dem Spiel. Sie versuchten, den gegen ihr Fachverständnis wirkenden Selektionsdruck abzuwehren. Im Gegensatz dazu hatten die jüngeren Geisteswissenschaftler, etwa Kurt Koszyk und Hans Wagner, ihre Laufbahn noch vor sich und argumentierten anders.

Die Anhänger der geisteswissenschaftlichen Ausrichtung waren sich weitgehend einig, dass Wirkungsforschung abzulehnen und das Fach als normative Disziplin zu erhalten war. Wirkungsforschung war aus ihrer Sicht ebenso wie Leseranalyse und Meinungsforschung eine Angelegenheit der Sozialforschung, nicht jedoch ihres Faches (Koszyk 1962a: 3f.; Dovifat 1964: 348). Wilmont Haacke bediente sich der damals typischen Ressentiments gegenüber Umfrageforschung: Geistesferne, Oberflächlichkeit und „Vermassung“ (vgl. Meyen 2002: 65). Bücher wie Noelles „Umfragen in der Massengesellschaft“ (1963) hielten in der Wissenschaft nicht länger als eine „Seifenblase“, schrieb er angriffslustig, auch gehe der geistige Horizont von Meinungsforschern „nicht über die Sichtweite von ‚Expri-manern‘“ hinaus (Haacke 1964: 195). Emil Dovifat warnte „sehr ernst“ vor einem „Rückfall in die ‚Werturteilsfreiheit‘“ und fuhr mit dem Hinweis auf die NS-Vergangenheit schweres Geschütz auf: Die deutsche Wissenschaft hätte viel „schlagender“ gegen die „Hitlerdoktrinen“ gekämpft, wenn dieses Postulat „ihr nicht hemmend im Wege gestanden“ hätte (Dovifat 1962: 80).<sup>11</sup> Normativ musste das Fach aus seiner Sicht nicht zuletzt auch sein, weil es Journalisten Gesinnung und Ethik vermitteln sollte. Die für diese Aufgabe notwendige allgemein verständliche Sprache sah

11 Jenseits sporadisch eingesetzter Kampfbegriffe spielte die nationalsozialistische Vergangenheit des Fachs aber weder bei Dovifat noch bei anderen Fachvertretern eine Rolle.

Dovifat von der um sich greifenden Terminologie der analytischen Wissenschaftstheorie bedroht (Dovifat 1969).

Die jüngeren Anhänger der geisteswissenschaftlichen Richtung waren nach anfänglicher Reserviertheit bereit, sich dem empirisch-sozialwissenschaftlichen Selektionsdruck zu beugen oder sich ihm zumindest anzunähern. So gehörte es auch zu Hans Wagners „wissenschaftspolitischen Forderungen“, dass die Zeitungswissenschaft sich „stärker als bisher“ der „empirischen Kommunikationsforschung (...) besonders in den angelsächsischen Ländern“ widmen sollte, schließlich sei die Zeitungswissenschaft „nicht als spekulative Wissenschaft“, sondern als „Erfahrungswissenschaft“ aufzufassen (Wagner 1965a: 48). Kurt Koszyk konstatierte, eine „Akzentverschiebung von der historisch betonten zur sozialwissenschaftlich disponierten Publizistikwissenschaft“ sei „unübersehbar“ geworden (Koszyk/Pruys 1969: 303).

Die Angriffslust und die Selbstsicherheit des geisteswissenschaftlichen Lagers ließen im Laufe der Debatte deutlich nach. Emil Dovifat musste zugeben, dass sich das Fach nun „weniger auf die geisteswissenschaftliche“ und „mehr auf die empirisch-soziologische (mathematische?) Systematik“ ausrichtete (Dovifat 1969: 5). Kurz vor seinem Tod schrieb er niedergeschlagen, er sei „traurig“ über die Entwicklungen in der Publizistikwissenschaft, man könne „auch nicht noch mal Mathematik studieren, um sich im eigenen Fache auszukennen“ (ebd.: 6). In dem „mit harten Bandagen“ (Bohrmann 1999: 110) geführten Kampf um die Auswahl des vorherrschenden Fachverständnisses hatten sich bis Ende der 1960er Jahre sozialwissenschaftliche Forschungsgegenstände, Methoden und Forschungsnormen durchgesetzt. Fachvertreter, die nicht bereit waren, auf die veränderten Umweltbedingungen einzugehen, verloren an Einfluss.

## 7. Selektion in Lehre und Forschung

Die in der Fachdebatte angedeuteten Selektionsmechanismen setzten sich in den institutsinternen Entscheidungen fort. Deshalb wird die Einteilung in Anhänger des geisteswissenschaftlichen und des empirisch-sozialwissenschaftlichen Fachverständnisses in diesem Abschnitt beibehalten.

### 7.1 *Empirisch-sozialwissenschaftliche Strategien*

Fünf der sechs Institute wurden Mitte der 1960er Jahre von Professoren mit empirisch-sozialwissenschaftlicher Orientierung geleitet. Ihre ersten Entscheidungen betrafen in der Regel die Bibliothek und die Lehrinhalte. In Berlin wurden bald nach dem Amtsantritt des neuen Professors „kistenweise Bücher aus dem fernen Amerika“ bestellt. Fritz Eberhard habe einfach unterstellt, dass „wir alle Englisch könnten“ und verteilte „unverdrossen dicke Bücher über Mass Communication Research (...), über die wir Referate zu halten hatten,“ erinnerte sich ein ehemaliger Student (Berwanger 2001: 22). Die Münsteraner Studenten mussten sich drei Semester lang mit „Amerikanischer Kommunikationsforschung“ beschäftigen. Der Widerstand gegen diese Veränderungen blieb nicht aus. Vielen Studenten erschien das soziologische Vokabular, das sich nun verbreitete, „als Wortgeklingel“. Zumeist historisch-textkritisch geschult, hatten sie „Probleme mit dem völlig anderen Zugriff“ (Schulz 2007: 235). In Münster habe man „einiges an Widerstand geleistet“, ob „so zu denken richtig sei“ (Schmolke 1999: 1f.), und auch das erste Hauptseminar von Elisabeth Noelle-Neumann in Mainz begann mit „wilden Debatten über den Sinn empirischer Wissenschaft“ (Kepplinger 1990: 205). Dort, wo eine geisteswissenschaftliche Fachtradition über Mitarbeiter weiterhin präsent blieb, kam es zu Auseinandersetzungen, wie etwa in München, wo der Schulenstreit zwischen der

zeitungswissenschaftlichen Schule und der „empirischen Abteilung“ den Institutsbetrieb dauerhaft belastete (Roegele 1997: 74; Glotz 2004: 218). Diese Beispiele zeigen (wie auch die Strategien der geisteswissenschaftlichen Fachvertreter), dass wissenschaftliche Selektionsprozesse nicht linear ablaufen, sondern durch vorgängige Sozialisation (oder Kampf um Reputationserhalt) verlangsamt werden können.

Den Einstieg in die neue Richtung erleichterten die US-amerikanischen Einführungswerke und Reader von Wilbur Schramm und Bernard Berelson. Sie dienten von nun an „ganzen Generationen von Publizistikwissenschaftlern als Pflichtlektüre und zur Prüfungsvorbereitung“ und lösten die alten Lehrbücher, wie Emil Dovifats „Zeitungswissenschaft“ sowie Walter Hagemanns „Grundzüge der Publizistik“, ab (Langenbucher 1990: 12; vgl. Hagemann 1947; Berelson/Janowitz 1950; Schramm 1954; Dovifat 1955). Zwar beschäftigten sich Seminare auch weiterhin mit Pressegeschichte und publizistischer Rhetorik, doch immer häufiger trugen die Lehrveranstaltungen Titel wie „Beeinflussung durch Massenmedien“ oder „Die Inhaltsanalyse bei Massenkommunikationsmitteln“ (o.V. 1966: 182, 1967: 175).

Ohne Lehrbeauftragte und Kooperationen mit den Nachbardisziplinen wäre die sozialwissenschaftliche Ausrichtung der meisten Institute in den 1960er Jahren nicht möglich gewesen. In Berlin band Fritz Eberhard den Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel, die Soziologin Renate Mayntz und den Psychologen Klaus Holzkamp ein. Die Seminare der Lehrbeauftragten Elisabeth Noelle, in denen einige spätere Professoren der Kommunikationswissenschaft „erste praktische Erfahrung mit empirischer Forschung“ sammelten, verankerten hier in den Anfangsjahren empirische Methodenlehre im Studienplan (Schulz 2007: 231; vgl. Tonnemacher 2007: 300; Aufermann 2007: 285).

Nicht nur Reisen in die USA, wie die des Nürnberger Assistenten Manfred Rühl an die Annenberg School for Communication, vermittelten lebhaftere Eindrücke von empirischer Forschung, sondern auch Gastreferenten aus Amerika, etwa Walter Gieber, David M. White, George Gerbner, Alex S. Edelstein und Percy H. Tannenbaum (Klein 2006: 237f.; [www.ifp.uni-mainz.de](http://www.ifp.uni-mainz.de)). Was Paul Lazarsfeld über seinen Weg in die Kommunikationsforschung erzählte, hat die Doktoranden in Münster 1968 nachhaltig beeindruckt: „Kein Zweifel, hier sprach die empirische Forschung in Person ihres bedeutendsten Vertreters zu uns“ (Merten 1990: 194).

Wie schnell man von der Lehre zur Forschungspraxis übergang, hing wesentlich von den Ressourcen und dem Grad der Institutionalisierung empirischer Forschung ab. In Münster richtete der Mitarbeiter Franz Dröge schon Mitte der 1960er Jahre eine Forschungsabteilung ein, an der auch Drittmittelprojekte bearbeitet wurden (Klein 2006: 234-252). Als Sonderfall muss vor allem das Mainzer Institut gelten, an dem Elisabeth Noelle-Neumann jederzeit auf ihren „Allensbacher Apparat“ zurückgreifen konnte: Geld, Lehrbeauftragte und Umfrageergebnisse – „Forschungskapazitäten, die (an) den Universitäten so gut wie völlig fehlten“ (Wilke 2005: 20; Schulz 2007: 235). Durch die gute Verbindung zum Institut für Demoskopie gehörte praktische empirische Forschung hier bereits in den 1960er Jahren zum Institutsalltag (Noelle-Neumann 1990: 226f.). Das Mainz-Allensbach-Modell setzte im Fach Maßstäbe (Schütz 2007: 52; Langenbucher 2007: 209). Wo immer es gelang, empirische Forschung zu institutionalisieren, gab es bald Stabilisierungseffekte für das neue Fachverständnis: Nachwuchsforscher konnten Methodenexpertise und Erfahrung im Projektmanagement erwerben, wovon wiederum die Lehre profitierte. Publikationen verbreiteten das zunehmend sozialwissenschaftliche Profil der Disziplin. In München geschah das durch Gründung der Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung, die zu einem der Hauptauftragnehmer im kommunikationpolitischen Forschungsprogramm der Bundesregierung

wurde, in Nürnberg durch den DFG-Sonderforschungsbereich „Sozialisations- und Kommunikationsforschung“ (Glotz 1971: 307; Ronneberger 1997: 32).

Befördert wurde die Durchsetzung des neuen Fachverständnisses auch, sobald die Institutsleiter sozialwissenschaftlich geschulte Assistenten einstellten. Denn während die Professoren in erster Linie Impulsgeber und Organisatoren der Wende waren und mit Ausnahme von Elisabeth Noelle-Neumann selbst eher geisteswissenschaftlich arbeiteten, begannen ihre Mitarbeiter damit, auch tatsächlich empirisch zu forschen. Häufig hatten sie im Nebenfach Soziologie studiert und brachten von dort ihre Methodenkenntnisse mit (vgl. Gebhardt 1998: 78; Schulz 2007: 231). Fehlten wie in Berlin Mitarbeiter mit Methoden-Interesse, blieb – abgesehen von Ansätzen im Rahmen von Seminaren und Abschlussarbeiten – der Schritt von der Lehre zur Anwendung der „Empirie“ aus (Löckenhoff 1976: 476).

An allen Instituten wurde empirisch-sozialwissenschaftliche Forschung durch die schlechte Ausstattung der Einrichtungen und später auch durch die Studentenbewegung gehemmt, wobei letztere sich gegen einen „naiven Empirismus“ und die „Verquickung von Wissenschaft, konservativer Politik und privatwirtschaftlichen Interessen unter dem Deckmantel der positivistischen Wertneutralität“ richtete (Knoche 2005: 103f.; vgl. Roegele 1997: 87f.). Die steigenden Studentenzahlen brachten in den 1970er Jahren „Notprogramme“ und sog. Überlaststellen mit hohem Lehrdeputat, auf denen kaum Zeit für empirische Kommunikationsforschung blieb (Hackforth 1982: 54-56; Bohrmann 2007: 343). Die Einrichtung von speziell der empirischen Forschung gewidmeten Lehrstühlen stabilisierte das neue Fachverständnis entscheidend (vgl. Mahler et al. 2008: 117).

An diesen Entwicklungen zeigt sich, dass die jeweilige lokale Konstellation von Personen, die Ausbildungsstrukturen sowie politischen Bewegungen sich auf die Durchsetzung neuer Selektionskriterien auswirken können und dass Selektionsprozesse nicht linear verlaufen müssen, sondern auch stagnieren können.

## 7.2 Geisteswissenschaftliche Strategien

Emil Dovifat und Wilmont Haacke haben mit Widerstand und Verweigerung auf die Veränderungen in ihrem Fach reagiert, wohingegen sich die jüngeren Wissenschaftler bemühten, Anschluss an den neuen Mainstream zu finden. Dovifat schrieb Rezensionen und Briefe, entweder um seinen Gegnern zu drohen oder die jungen Kollegen zu ermuntern, der geisteswissenschaftlichen Richtung die Treue zu halten. Die Dissertation des Münsteraner Mitarbeiters Michael Schmolke (1966) über den katholischen Publizisten Adolph Kolping pries er als „bemerkenswertes“ und „auch in persönlicher, gesinnungsmäßiger Anteilnahme gearbeitetes Buch“, verbat sich aber das „eiskalte, doktrinaire Vokabular“ der „soziologischen und publizistischen“ Schrift (Dovifat 1967: 185f.). Er bearbeitete Schmolke auch vertraulich per Brief, die Publizistikwissenschaft gegen die „eintrocknende mathematische Empirie“ zu verteidigen und die „geisteswissenschaftliche Linie – nicht in der inneren Emigration –, sondern in überzeugender öffentlicher Leistung – zu führen“ (vgl. Benedikt 1986: 178). Auch Kurt Koszyk erhielt kurz nach seiner Berufung ein Schreiben, in dem ihm der Emeritus gratulierte und seine Zuversicht äußerte, dass der Bochumer Kollege, obwohl „sehr zur empirisch-mathematischen Methode“ neigend, „später einmal zur geisteswissenschaftlichen Aufgabe zurückfinden“ werde (Koszyk 1997: 250). Den Professorenkollegen aus dem anderen Lager drohte Dovifat immer wieder, dass er die „soziologisch-empirische Linie (s)eines Faches nicht mitmachen“ würde (Benedikt 1986: 176).

Sowohl Dovifat als auch Haacke setzten ihr geisteswissenschaftliches Lehrangebot und die Betreuung von Doktoranden fort. Die Studenten waren jedoch von ihrem nor-

mativen, praktizistischen und wenig systematischen Wissenschaftsverständnis nicht mehr zu überzeugen (Bohrmann 2007: 344). Überdies fehlte beiden Publizistikwissenschaftlern das Interesse an Nachwuchsförderung und Schulbildung. Doktoranden und Mitarbeitern ließen sie inhaltlich „weitgehend freie Hand“ und widmeten sich stärker dem journalistischen Nachwuchs (Benedikt 1986: 174-176, 203; Scharf 2006: 131-140).

Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende war nicht einfach dadurch vollzogen, dass ihre Gegner nach und nach starben – wie Emil Dovifat – oder wie Wilmont Haacke bald emeritiert wurden. Es gab geisteswissenschaftliche Nachwuchswissenschaftler, die habilitiert und auf Professuren berufen wurden.<sup>12</sup> Allerdings schlossen sie ihre Arbeit an die neuen Forschungsnormen und Methoden an. Das Spektrum ihrer Verhaltensweisen reichte dabei von Wissenschaftlern wie Günter Kieslich, die fast als „Überläufer“ zu bezeichnen sind, bis hin zur Ablehnung der spezifisch US-fixierten positivistischen Form empirisch-sozialwissenschaftlicher Forschung bei Hans Wagner, dessen (in erster Linie rhetorische) Anknüpfung an diese Richtung später wieder verschwand (vgl. Wagner 1965a: 45; Wagner 1978).

Methodenreflexion und das Bemühen um „erreichbare“ Modelle sowie um „statistisch und mathematisch exakt“ darzustellende „Kommunikationswirklichkeit“ hielten auch in geisteswissenschaftliche Dissertationen und Habilitationen Einzug (Wagner 1965b: 261; vgl. Schmolke 1966; Fischer 1971; Koszyk 1968). In Münster ging das mit „heftigsten Diskussionen“ im Mittelbau einher. Zur Legitimation munitionierten sich manche geisteswissenschaftlich orientierten Mitarbeiter mit Kritischem Rationalismus und soziologischer Theorie (vgl. Schmolke 1999: 2f.). Auch hier gab es Aufenthalte im angelsächsischen Ausland (Koszyk 1997: 248; Fischer 2007: 196). Spätestens nach ihrer Berufung in den 1970er Jahren betrieben und lehrten die meisten auch empirische Forschung, führten ihre historisch-hermeneutische Arbeit aber auch fort (vgl. Koszyk 1962b; Presse- und Informationsamt 1974ff.). Längst hatte diese Generation geisteswissenschaftlicher Fachvertreter verstanden, dass die „Empirie-Studien“ zu „lukrativ“ waren, um damit nicht den Ausbau der Institute und die eigene Laufbahn voranzubringen (Koszyk 1997: 248).

## 8. Fazit

Mit der empirisch-sozialwissenschaftlichen Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft wurden bis Ende der 1960er Jahre die bis dahin überwiegend geisteswissenschaftlichen Orientierungen von einem empirisch-sozialwissenschaftlichen Fachverständnis abgelöst. Mit dieser Umorientierung setzte sich in enger Anlehnung an die US-amerikanische Mass Communication Research ein sozialwissenschaftliches Fachverständnis analytisch-quantitativer Prägung durch. Dass selbst geisteswissenschaftliche Fachvertreter begannen, sich an den neuen Forschungsnormen zu orientieren, zeigt, dass sie für die gesamte Fachgemeinschaft verbindlich geworden waren. Wissenschaftliche Selektion bedeutet jedoch nicht automatisch das Aus für ein marginalisiertes Fachverständnis (vgl. Stichweh 1996: 85). Das geisteswissenschaftliche Fachverständnis konnte sich in einer Nische erhalten, wenn auch in modifizierter Form der normativ-praktizistischen Vorstellungen der „alten“ Publizistik- und Zeitungswissenschaft. Folgen der Umorientierung waren neben der Geltung neuer Forschungsstandards und der Abwer-

12 Unter den Assistenten der 1960er Jahre wurden Günter Kieslich 1968 nach Salzburg, Kurt Koszyk 1969 nach Bochum, Michael Schmolke 1973 nach Salzburg, Heinz-Dietrich Fischer 1974 nach Bochum, Hansjürgen Koschwitz 1981 nach Göttingen berufen sowie Hans Wagner 1980 in München zum Professor ernannt.

tung historisch-hermeneutischer Ansätze auch die Erschließung neuer Forschungsfelder wie Wirkungs- und Nutzungsforschung sowie der institutionelle Ausbau des Fachs in den 1970er Jahren (vgl. Kutsch/Pöttker 1997: 12; Meyen/Löblich 2006: 33-71).

Der vorliegende Beitrag hat die empirisch-sozialwissenschaftliche Umorientierung mithilfe der evolutionstheoretischen und wissenschaftssoziologisch spezifizierten Konzepte „Selektion“ und „Umwelt“ beschrieben und ein Angebot zur Untersuchung von wissenschaftlichem Wandel gemacht. Selektionsprozesse wurden anhand der Fachdebatte und der Entscheidungen zur Umgestaltung von Forschung und Lehre analysiert und Umweltveränderungen im Mediensystem, in den Nachbardisziplinen und im US-amerikanischen Forschungsfeld aufgezeigt.

Aus evolutionstheoretischer Perspektive ist die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in erster Linie mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu erklären. Der Bedeutungszuwachs der Medien und die damit einhergehende steigende Nachfrage nach empirisch-quantitativen Daten in Medienpolitik und -wirtschaft, der Aufschwung analytisch-quantitativer Verfahren im wissenschaftlichen Umfeld des Faches und in der US-amerikanischen Kommunikationsforschung schufen eine veränderte Anpassungsstruktur für das Fach. Die schlechte Ausstattung der Institute und das geringe Ansehen der Publizistik- und Zeitungswissenschaft verstärkten den Wandlungsdruck.

Die Konzentration auf Selektionsprozesse hat es erlaubt, die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende anhand von unterschiedlichen Anpassungs- und Verweigerungsstrategien zu beschreiben. Damit reiht sich dieser Beitrag in die Ansätze ein, die wissenschaftlichen Wandel als geprägt von Konflikt und Verweigerung verstehen (vgl. Weingart 2003: 48). Gleichzeitig ist mit dem selektionstheoretischen Zugang deutlich geworden, dass der umweltbedingte Anpassungsdruck und die Interessen bestimmter Fachvertreter auch ineinandergreifen können. Darüber hinaus konnte aufgezeigt werden, dass wissenschaftlicher Wandel (in diesem Fach) nicht linear verläuft, sondern stagnieren und unterbrochen werden kann. Wissenschaftliche Evolution ist auch nicht als Mechanismus aufzufassen, der überall gleich funktioniert, vielmehr spielen personelle und politische Konstellationen sowie fachstrukturelle Faktoren (Ausbildungsnachfrage, Ausstattung der Institute) eine wichtige Rolle.

Dass die Evolutionstheorie wissenschaftlichen Wandel in erster Linie mit Umweltbedingungen erklärt, bedeutet einerseits natürlich eine vorab vorgenommene Festlegung im Erklärungsprogramm (die aber mit jeder Theorieauswahl geschieht). Andererseits ist diese Theorie genau dadurch besonders geeignet für die Erklärung kommunikationswissenschaftlicher Wandlungsprozesse, weil dieses Fach in seiner Entwicklung immer stark von gesellschaftlichen Anspruchsgruppen geprägt worden ist. Es genügt also nicht, wie es die überwiegende Zahl wissenschaftssoziologischer Ansätze nahelegt (Weingart 2003: 128f.), sich auf die Innenanalyse der Disziplin zu konzentrieren (Saxer 1980: 525; Meyen/Löblich 2006: 36f.).

Der Veränderungsbedarf, der in der Fachgesellschaft seit ein paar Jahren hinsichtlich des Selbstverständnisses der Kommunikationswissenschaft gesehen wird, hat sich in der Diskussion um einen neuen Namen niedergeschlagen, der sowohl den sozial- als auch den geisteswissenschaftlichen Wurzeln des Faches gerecht wird (Röttger 2009: 11). Die zukünftige Fachhistoriographie wird prüfen können, wie sich das Fachverständnis der Kommunikationswissenschaft zu Beginn des neuen Jahrtausends verändert hat und vor dem Hintergrund welcher Umweltveränderungen das geschehen sein könnte.

## Literatur

- Anschlag, Dieter (1990): *Wegbereiter im Exil. Kurt Baschwitz: Journalist und Zeitungswissenschaftler*. Münster.
- Aufermann, Jörg (2007): Wir haben immer kritische Kommunikationswissenschaft betrieben. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 281-297.
- Averbeck, Stefanie (1999): *Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934*. Münster: Lit.
- Averbeck, Stefanie (2008): Zur Methodologie fach- und theoriehistorischer Forschung. Tryadischer Epistemologiebegriff. In: Arnold, Klaus/Behmer, Markus/Semrad, Bernd (Hrsg.): *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Münster: Lit, S. 259-288.
- Averbeck, Stefanie/Kutsch, Arnulf (2002): Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960. In: *Medien & Zeit*, 17. Jg., H. 2/3, S. 57-66.
- Baldus, Bernd (2002): Darwin und die Soziologie. Kontingenz, Aktion und Struktur im menschlichen Sozialverhalten. In: *Zeitschrift für Soziologie* 31. Jg., H. 4, S. 316-331.
- BDZV (1962): *Die deutsche Tagespresse 1961/1962*. Frankfurt/M.: Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger.
- Benedikt, Klaus-Ulrich (1986): *Emil Dovifat. Ein katholischer Hochschullehrer und Publizist*. Mainz: Grünewald.
- Berelson, Bernard/Janowitz, Morris (1950): *Reader in Public Opinion and Communication*. New York: Free Press.
- Berwanger, Dietrich (2001): Die Ankunft am Berliner Institut. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): *Fritz Eberhard. Rückblicke auf Biographie und Werk*. Stuttgart: Steiner, S. 19-23.
- Bessler, Hansjörg (1980): *Hörer- und Zuschauerforschung*. München: Taschenbuch-Verlag.
- Bohrmann, Hans (1999): Das Verschwinden der Publizistik. Ein persönlicher Kommentar mit durchaus auch polemischen Absichten. In: Schäfer, Ulrich P./Schiller, Thomas/Schütte, Georg (Hrsg.): *Journalismus in Theorie und Praxis. Beiträge zur universitären Journalistenausbildung*. Festschrift für Kurt Koszyk. Konstanz: UVK, S. 99-115.
- Bohrmann, Hans (2001): Fritz Eberhard als Förderer und Anreger der Kommunikationswissenschaft. In: Sösemann, Bernd (Hrsg.): *Fritz Eberhard. Rückblicke auf Biographie und Werk*. Stuttgart: Steiner, S. 246-256.
- Bohrmann, Hans (2002): Als der Krieg zu Ende war. Von der Zeitungswissenschaft zur Publizistik. In: *Medien & Zeit* 17. Jg., H. 2/3. S. 12-33.
- Bohrmann, Hans (2007): Ich hatte wirklich alle Freiheiten. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 335-359.
- Bönker, Frank (2002): Generationswechsel und wissenschaftlicher Wandel in Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre Ende der 60er Jahre und heute. In: Bredel, Ursula/Hoffmann, Nicole (Hrsg.): *Almas Kinder – Generationswechsel in der Wissenschaft?* Frankfurt/M.: Lang, S. 61-71.
- Bringmann, Karl (1987). *Die Stiftervereinigung der Presse*. In: Fischer, Heinz-Dietrich (Hrsg.): *Positionen und Strukturen bei Druckmedien*. Düsseldorf: Econ, S. 292-301.
- Bude, Heinz/Neidhardt, Friedhelm (1998): Die Professionalisierung der deutschen Nachkriegssoziologie. In: Bolte, Karl Martin/Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*. Baden-Baden: Nomos, S. 405-418.
- Darwin, Charles (2002 [1859]): *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein*. Köln: Parkland.
- DGPuK (2001): *Die Mediengesellschaft und ihre Wissenschaft. Herausforderungen für die Kommunikations- und Medienwissenschaft als akademische Disziplin*. München: Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.
- DGPuK (2008): *Kommunikation und Medien in der Gesellschaft: Leistungen und Perspektiven der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Eckpunkte für das Selbstverständnis der Kom-*

- munikations- und Medienwissenschaft. Selbstverständnispapier der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Lugano, 1.5.2008.
- Doering-Manteuffel, Anselm (2000): Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre. In: Schildt, Axel/Siegfried, Detlef/Lammers, Karl C. (Hrsg.): *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in beiden deutschen Gesellschaften*. Hamburg: Christians, S. 311-341.
- Dovifat, Emil (1955): *Zeitungslehre*. Berlin: de Gruyter.
- Dovifat, Emil (1962): Ergebnisse der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 7. Jg., S. 78-81.
- Dovifat, Emil (1964): Aufgaben der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 9. Jg., S. 348f.
- Dovifat, Emil (1967): Rezension Michael Schmolke: Adolf Kolping als Publizist. In: *Publizistik* 12. Jg., S. 185-187.
- Dovifat, Emil (1969): Die Sprache unseres Faches. In: *Publizistik* 14. Jg., S. 5-8.
- Dröge, Franz/Lerg, Winfried B. (1965): Kritik der Kommunikationswissenschaft. In: *Publizistik* 10. Jg., S. 251-284.
- Eberhard, Fritz (1961): Thesen zur Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 6. Jg., S. 259-266.
- Eberhard, Fritz (1964): Grenzen der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 9. Jg., S. 348-350.
- Fischer, Heinz-Dietrich (1971): *Parteien und Presse in Deutschland seit 1945*. Bremen: Schönmann.
- Fischer, Heinz-Dietrich (2007): Bochum hatte stets einen Standortnachteil. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 193-200.
- Frei, Norbert (1983a): Die Presse. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Die Bundesrepublik Deutschland. Band 3: Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer, S. 275-318.
- Frei, Norbert (1983b): Hörfunk und Fernsehen. In: Benz, Wolfgang (Hrsg.): *Die Bundesrepublik Deutschland. Band 3: Kultur*. Frankfurt/M.: Fischer, S. 319-357.
- Gebhardt, Hartwig (1998): Von der Publizistikwissenschaft zur Kulturosoziologie. Franz Dröge zum 60. Geburtstag. In: *Publizistik* 43. Jg., S. 78f.
- Glötz, Peter (1971): Gründung der „Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung“ München. In: *Publizistik* 16. Jg., S. 307f.
- Glötz, Peter (2004): Intelligente Menschen halten Konflikte aus. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria (Hrsg.): *80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte*. Köln: Halem, S. 214-223.
- Haacke, Wilmont (1964): Wege und Umwege zur Kommunikationsforschung. In: *Publizistik* 9. Jg., S. 195-208.
- Hackforth, Josef (1982): Von der Publizistik zur Kommunikationswissenschaft 1946-1982. In: Institut für Publizistik der Westfälischen Universität Münster (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft in Münster 1919-1982*. Münster, S. 34-62.
- Hagemann, Walter (1947): *Grundzüge der Publizistik*. Münster: Regensburg.
- Hardt, Hanno (2002): Am Vergessen scheitern. Essay zur historischen Identität der Publizistikwissenschaft 1945-68. In: *Medien & Zeit* 17. Jg., H. 2/3, S. 34-39.
- Heintz, Bettina (1993): Wissenschaft im Kontext. Neuere Entwicklungstendenzen der Wissenschaftssoziologie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 45. Jg., H. 3, S. 528-552.
- Hodenberg, Christina von (2006): *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit 1945-1973*. Göttingen: Wallstein.
- Kepplinger, Hans Mathias (1990): Die Entwicklung des Instituts für Publizistik in Zahlen. In: Wilke, Jürgen (Hrsg.): *Fortschritte der Publizistikwissenschaft*. München: Alber, S. 205-222.
- Klein, Petra (2006): *Henk Praxke und die funktionale Publizistik. Über die Entgrenzung der Publizistik- zur Kommunikationswissenschaft*. Münster: Lit.
- Knoche, Manfred (2005): Medienkonzentration und Meinungsvielfalt. Von empirischen Studien zur kapitalismuskritischen Medienkonzentrationstheorie. In: Wilke, Jürgen (Hrsg.): *Die Aktualität der Anfänge. 40 Jahre Publizistikwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz*. Köln: Halem, S. 98-114.



- Koivisto, Juha/Thomas, Peter (2007): Mapping Communication and Media Research: Germany. Communication Research Center. Helsinki: University of Helsinki. [www.valt.helsinki.fi/blogs/crc/ReportGermany.pdf](http://www.valt.helsinki.fi/blogs/crc/ReportGermany.pdf) [1.10.2010].
- Koszyk, Kurt (1962a): Das Axiom der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 7. Jg., S. 3-5.
- Koszyk, Kurt (1962b): Die Inhaltsanalyse der deutschen Presse. In: Publizistik 7. Jg., S. 142-146.
- Koszyk, Kurt (1968): Zur sozialen Funktion der Massenkommunikationsmittel. In: Ders.: Zur Funktion und Struktur der Publizistik. Zwei Beiträge. Berlin: Spiess, S. 5-32.
- Koszyk, Kurt (1997): Wie man Kommunikationshistoriker wird. In: Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 243-250.
- Koszyk, Kurt/Pruys, Karl H. (1969) (Hrsg.): Wörterbuch zur Publizistik. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Kuhn, Thomas S. (1993): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kutsch, Arnulf (1988): Die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft ab 1933. Anmerkungen zu einem vergessenen Thema. In: Medien & Zeit 3. Jg., H. 1, S. 3-16.
- Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (1997): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 7-20.
- Langenbucher, Wolfgang R. (1990): Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung. München: Ölschläger, S. 9-18.
- Langenbucher, Wolfgang R. (2006): Interview, 27.1.2006, München: Privatarchiv N. Huber.
- Langenbucher, Wolfgang R. (2007): Ich sehe mich als Institutionenbauer. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biographische Interviews. Köln: Halem, S. 201-226.
- Löckenhoff, Elisabeth (1976): Praxisorientierte Wissenschaft. In: Kötterheinrich, Manfred/Neveling, Ulrich/Pätzold, Ulrich/Schmidt, Hendrik (Hrsg.): Rundfunkpolitische Kontroversen. Zum 80. Geburtstag von Fritz Eberhard. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt, S. 475-478.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mahler, Melanie/Meyen, Michael/Wendelin, Manuel (2008): „Empirifizierung“ als Nebenwirkung. Die Berufung der Psychologin Hertha Sturm (1925 bis 1998) auf eine Professur für empirische Kommunikationsforschung. In: Meyen, Michael/Wendelin, Manuel (Hrsg.): Journalistenausbildung, Empirie und Auftragsforschung. Neue Bausteine zu einer Geschichte des Münchener Instituts für Kommunikationswissenschaft. Köln: Halem, S. 116-149.
- Merten, Klaus (1990): Paul Felix Lazarsfeld und die Inhaltsanalyse. In: Langenbucher, Wolfgang R. (Hrsg.): Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung. München: Ölschläger, S. 193-203.
- Meyen, Michael (2001). Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren. Münster: Lit.
- Meyen, Michael (2002): Die Anfänge der empirischen Medien- und Meinungsforschung in Deutschland. In: ZA-Information 50, S. 59-80.
- Meyen, Michael/Löblich, Maria (2006): Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland. Konstanz: UVK.
- Meyen, Michael/Löblich, Maria (2007): „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem.
- Noelle, Elisabeth (1963): Umfragen in der Massengesellschaft. Einführung in die Methoden der Demoskopie. Hamburg: Reinbek.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1963): Meinung und Meinungsführer. Über den Fortschritt der Publizistikwissenschaft durch Anwendung empirischer Forschungsmethoden. In: Publizistik 8. Jg., S. 316-323.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1966): Information und Öffentliche Meinung. Anmerkungen zu einer unbefangenen gestellten Frage. In: Publizistik 11. Jg., S. 355-370.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1968): Pressekonzentration und Meinungsbildung. In: Publizistik 13. Jg., S. 107-136.

- Noelle-Neumann, Elisabeth (1975): Publizistik- und Kommunikationswissenschaft: ein Wissenschaftsbereich oder ein Themenkatalog? In: *Publizistik* 20. Jg., S. 743-748.
- Noelle-Neumann, Elisabeth (1990): Über die Einheit von Forschung und Lehre. Das didaktische Konzept. In: Wilke, Jürgen (Hrsg.): *Fortschritte der Publizistikwissenschaft*. München: Alber, S. 223-230.
- Ohne Verfasser (1963): Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft“. In: *Publizistik* 8. Jg., S. 635.
- Ohne Verfasser (1964): Empfehlung der Kultusministerkonferenz zur Erforschung der Massenmedien. In: *Publizistik* 9. Jg., S. 153f.
- Ohne Verfasser (1966): Fachliche Vorlesungen und Übungen an deutschen und deutschsprachigen Universitäten und Hochschulen Sommersemester 1966. In: *Publizistik* 11. Jg., 1966, S. 181-183.
- Ohne Verfasser (1967): Fachliche Vorlesungen und Übungen an deutschen und deutschsprachigen Universitäten und Hochschulen Wintersemester 1966/67. In: *Publizistik* 12. Jg., S. 175-177.
- Ohne Verfasser (1969): Neunte Arbeitstagung der „Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Zeitungswissenschaft“. In: *Publizistik* 14. Jg., S. 230f.
- Peckhaus, Volker/Thiel, Christian (1999): Kontextuelle Disziplingeschichtsschreibung. In: Dies. (Hrsg.): *Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichtsschreibung*. München: Wilhelm Fink, S. 7-19.
- Peiser, Wolfram/Hastall, Matthias/Donsbach, Wolfgang (2003): Zur Lage der Kommunikationswissenschaft und ihrer Fachgesellschaft. Ergebnisse der DGPK-Mitgliederbefragung 2003. In: *Publizistik* 48. Jg., S. 311-339.
- Prakke, Henk (1961): Thesen zu einer neuen Definition der Publizistikwissenschaft. In: *Publizistik* 6. Jg., S. 81-84.
- Prakke, Henk (1964): Das Selbstverständnis der Publizistik- und Zeitungswissenschaft. In: *Publizistik* 9. Jg., S. 350-353.
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (1974ff.) (Hrsg.): *Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung*. Bearbeitung: Walter J. Schütz. Bonn: Presse- und Informationsamt.
- Roegele, Otto B. (1997): Ausbreitung, Lähmung, Konsolidierung – München 1963-1985. In: Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 62-109.
- Ronneberger, Franz (1997): Wegemeister einer interdisziplinären Kommunikationswissenschaft. Autobiographische Fragen an Franz Ronneberger von Manfred Rühl. In: Kutsch, Arnulf/Pöttker, Horst (Hrsg.): *Kommunikationswissenschaft – autobiographisch. Zur Entwicklung einer Wissenschaft in Deutschland*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 21-35.
- Röttger, Ulrike (2009): Wie soll die DGPK künftig heißen? In: *Aviso* Nr. 49, S. 11.
- Rudloff, Wilfried (2004): Verwissenschaftlichung der Politik? Wissenschaftliche Politikberatung in den sechziger Jahren. In: Collin, Peter/Horstmann, Thomas (Hrsg.): *Das Wissen des Staates. Geschichte, Theorie und Praxis*. Baden-Baden: Nomos, S. 216-257.
- Saxer, Ulrich (1980): Grenzen der Publizistikwissenschaft. Wissenschaftliche Reflektionen zur Zeitungs-/Publizistik-/Kommunikationswissenschaft seit 1945. In: *Publizistik* 25. Jg., S. 525-543.
- Scharf, Wilfried (2006): Wilmont Haacke. Wissenschaftliche Karriere und Bedeutung für das Fach. In: Holtz-Bacha, Christina/Kutsch, Arnulf/Langenbacher, Wolfgang R./Schönbach, Klaus (Hrsg.): *Fünfzig Jahre Publizistik*. Wiesbaden: VS, S. 113-143.
- Schmid, Michael (2003): Evolution und Selektion. Handlungstheoretische Begründung eines soziologischen Forschungsprogramms. In: Meleghy, Tamás/Niedenzu, Heinz-Jürgen (Hrsg.): *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 74-101.
- Schmolke, Michael (1966): Adolph Kolping als Publizist. Ein Beitrag zur Publizistik und zur Verbandsgeschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert. Münster: Regensburg.
- Schmolke, Michael (1999): *Zeitzugengespräch*. Privatarchiv Petra Klein, Leipzig.
- Schramm, Wilbur (1954) (Hrsg.): *The Process and Effects of Mass Communication*. Urbana: University of Illinois Press.
- Schulz, Winfried (2007): Man spekuliert nicht, sondern orientiert sich an Fakten. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. *Wie die Kommunikationswissenschaft*

- an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 227-245.
- Schütz, Walter J. (2007): Ich habe immer von Selbstaussbeutung gelebt. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 33-58.
- Simpson, Christopher (1994): Science of Coercion. Communication Research and Psychological Warfare 1945-1960. New York: Oxford University Press.
- Stappers, Jacob G. (1983): Mass Communication as Public Communication. In: Ferment in the Field. Communication Scholars Address Critical Issues and Research Tasks of the Discipline. In: Journal of Communication 33. Jg., H. 3, S. 141-145.
- Stichweh, Rudolf (1996): Variationsmechanismen im Wissenschaftssystem der Moderne. In: Soziale Systeme 2. Jg., S. 73-89.
- Stöber, Rudolf (2000): Martin Luthers „Passional Christi und Antichristi“. Ein Plädoyer für die historisch-systematische Kommunikationswissenschaft. In: Publizistik 45. Jg., S. 1-19.
- Tömmel, Sieglinde (1985): Die Evolution der Psychoanalyse. Ein Beitrag zu einer evolutionären Wissenschaftssoziologie. Frankfurt am Main: Campus.
- Tonnemacher, Jan (2007): Mir hing an, ein Linksaußen zu sein. In: Meyen, Michael/Löblich, Maria: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Halem, S. 298-313.
- Toulmin, Stephen (1978): Menschliches Erkennen. Erster Band. Kritik der kollektiven Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wager, Hans (1993): Kommunikationswissenschaft – ein Fach auf dem Weg zur Sozialwissenschaft. Eine wissenschaftsgeschichtliche Besinnungspause. In: Publizistik 38. Jg., S. 491-526.
- Wagner, Hans (1965a): Ansätze zur Zeitungswissenschaft. Faktoren und Theorien. In: Publizistik 10. Jg., S. 33-54.
- Wagner, Hans (1965b): Die faktische Ordnung der sozialen Kommunikation. Versuch einer Systematisierung der Zeitungswissenschaft. München: Universität München. Phil. Diss.
- Wagner, Hans (1978): Kommunikation und Gesellschaft. 2 Teile. München: Olzog.
- Weingart, Peter (2003): Wissenschaftssoziologie. Bielefeld: Transcript.
- Wendelin, Manuel (2008): Kanonisierung in der Kommunikationswissenschaft. Lehrbuchentwicklung als Indikator einer „kognitiven Identität“. In: Medien & Zeit, H. 4, S. 28-36.
- Wilke, Jürgen (2005): Gründung und Entwicklung des Instituts für Publizistik. In: Ders. (Hrsg.): Die Aktualität der Anfänge. 40 Jahre Publizistikwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Köln: Halem, S. 13-40.
- Wissenschaftsrat (1960): Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen (1960). Teil I. Wissenschaftliche Hochschulen. Tübingen.



## Web 2.0 – Demokratie 3.0?

Demokratische Potentiale des Internets

Von Christoph Meißelbach

2009, 148 S., brosch., 20,- €,

ISBN 978-3-8329-5115-3

(Medien Skripten, Bd. 55)



Nomos